

In höchster Not : eine Erzählung aus Lenzburgs Nachbarschaft

Autor(en): **Frey, Jakob**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Lenzburger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **20 (1949)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-918340>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

IN HÖCHSTER NOT

EINE ERZÄHLUNG AUS LENZBURGS NACHBARSCHAFT
VON JAKOB FREY *

Arme Hüttenbewohner

Es war ein so kleines und armseliges Häuschen, daß man dasselbe auf hundert Schritte weit eher für einen Haufen unordentlich zusammengeworfener Reisbündel als für eine menschliche Wohnung gehalten hätte. Ein großer Mann, muß man denken, kann nicht aufrecht darin stehen, so niedrig ist es, und zwei Menschen finden nicht Raum und Luft zum Atmen darin, so schmal und enge sieht das Ding aus. Für Raum und Luft war indessen hinlänglich gesorgt. Das hie und da mit Moos bewachsene Strohdächlein hatte so viel Risse und Lücken, daß ein Großer, der sich nicht gerne bücken mochte, den Kopf durch dieselben recht gut in die Höhe strecken konnte, und trotz der vielen Lappen und auf den Scheiben angeklebten Papierschnitzel piff der Wind so frisch durch das einzige Fenster in das arme Stübchen, als hätte er das Recht, jeden Winkel in ihm durchstöbern zu dürfen. Die armen Leute mußten das hart genug empfinden, wenn die Bise mit ihrem eisigen Atem über das Feld von Lenzburg hereinschob; sie rauschte und blätterte in dem alten, an der Wand aufgehängten Kalender, als wollte sie darin nachsehen, wie lange sie ihr Unwesen noch treiben könne, und die Strohhalme auf dem Dächlein flatterten hin und her, wie die Haare

* Jakob Frey (1824–1875) von Gontenschwil ist ein trefflicher Erzähler, der durch seine einfache, natürliche Schreibweise den Leser zu fesseln versteht. Neben seinem historischen Roman, „Die Waise von Holligen“, sind von den annähernd einem halben Hundert Erzählungen u. a. die folgenden besonders erwähnens- und lesenswert: „Der Diebsbann“, „General Massena und die Freiämter Deputierten“, „Die Tochter vom Oberbühl“, „Der Alpenwald“, „Verbrecher in Gedanken“, „Das erfüllte Versprechen“. Im Verlag H. R. Sauerländer & Co., Aarau, sind Jakob Freys „Ausgewählte Erzählungen“ — betreut von Carl Günther — in vier Bänden erschienen. Die vorliegende Geschichte ist aber in der erwähnten Ausgabe nicht enthalten. Da sie Bezug nimmt auf eine Begebenheit in Lenzburgs Nachbarschaft, so mag sie unsere Leser besonders interessieren: Durch den Untervogt wurde der Junker Brütel bei der Regierung denunziert. In Fesseln gelegt führte man ihn auf einem Wagen nach Aarau. Von dort aus hätte der Junker in die Armee Napoleons eingeliefert werden sollen, um mit ihr nach Rußland zu ziehen. Ein armer Knabe, dem Brütel einmal seinen Schutz hatte angedeihen lassen, rettete dann seinem Wohltäter das Leben.

eines wilden Knaben, der barhaupt gegen den Wind läuft. Es war aber auch, als hätte man die Stelle absichtlich ausgesucht, um eine so arme Hütte durch ihre Lage noch armseliger und trauriger zu machen. Sie stand etwa einen Büchenschuß von der großen Bernstraße nach Lenzburg entfernt, hart am Rande des stundenlangen dunklen Tannenwaldes, der sich in breitem Zuge von den Höhen über die Ebene nach der Aare hinabstreckt, an einem Orte, wo, wie man sagt, sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen.

Vor mehr als neunzig Jahren wohnte in dem Häuschen eine arme Frau, die in der Gegend herum nur unter dem Namen „Tannzapfen-Marei“ bekannt war. Sie sammelte nämlich in dem weiten Walde dürres Reisholz und Tannzapfen und verkaufte sie nach Lenzburg oder Aarau, damit die Stadtfrauen oder ihre Mägde mit leichter Mühe Feuer anzünden konnten. Jetzt aber hatte das arme Weib selbst keine Tannzapfen, den kleinen Ofen zu heizen. Sie saß krank und bleich auf ihrem ärmlichen Bette, und um sie herum kauerten ihre zwei Kinder, Ruedeli und das kleine Mareile. Draußen pfiß über den hartgefrorenen Boden heran ein schneidender Nordwind und wirbelte kleine Flocken ans Fenster, während die nahen Tannen sausten und krachten, als müßten sie jeden Augenblick auf die Hütte niederstürzen. „Es ist so kalt“, sagte das kaum zehnjährige Mareile, dessen dünnes Kleidchen von dem hereindringenden Luftzuge hin und her bewegt wurde, „es ist so kalt, Mutter, wenn wir nur ein wenig Holz hätten: aber alles ist vom Schnee zugedeckt und am Boden angefroren.“ Mit diesen Worten klammerte sich das Kind fester an die kranke Mutter, als könnte es da Schutz finden gegen den Frost, der seine Glieder durchzitterte. Die Mutter antwortete bloß mit einem tiefen Seufzer und schloß dann die Augen, als wäre sie müde, ferner das Tageslicht anzuschauen. Ruedeli, der etwa vier Jahre älter war als sein Schwesterchen, heftete sein großes braunes Auge auf ihr leichenähnliches Antlitz und schlug mit geballter Faust auf sein Knie, als hätte er an diesem einen großen Zorn auszulassen; dann wendete er den Kopf ab und drückte ihn aufs Kissen nieder.

„Mutter“, fragte nach einer Weile das kleine Mareile, „kommt der Waldvogt auch in den Himmel?“

„Das weiß allein der liebe Gott, Kind“, war die Antwort.

„Ich glaube, er kommt nicht in den Himmel“, fuhr das Kind fort.

„Warum sagst du das?“ —

Ruedeli richtete sich auf und horchte gespannt, den Kopf auf die Hand stützend.

„Ich glaube“, sagte Mareile bedächtig, „es ist eine große Sünde

vom Waldvogte, daß er Ruedeli schlagen und einsperren will, wenn er noch einmal Holz holt — und wir müssen doch so sehr frieren. — Müssen die Engelein im Himmel auch frieren?”

„Nein, du armes Kind“, antwortete die Mutter, „das müssen sie nicht.“ Die letzten Worte sprach sie mit matter, kaum hörbarer Stimme, lehnte sich zurück und fiel von Schwäche überwältigt in tiefen Schlummer.

Ruedeli kroch vom Bett herunter und betrachtete einen Augenblick die Mutter, ob sie auch gewiß eingeschlafen sei, dann zog er ein Paar zerrissene Schuhe an. „Was willst du, Ruedeli?“, fragte Mareile leise. Ruedeli legte den Finger auf den Mund, nahm eine Axt, die im Ofenwinkel stand, und winkte seinem Schwesterchen, geräuschlos die Tür öffnend, hinauszukommen. Mareile folgte ihm rasch und erschrocken nach. „Hör“, sagte es, „ich komme auch, wenn uns der Waldvogt antrifft, muß er mich mit dir schlagen.“

„Ich geh’ nur ans Fuchsloch hinüber; die kleine, schon lange abgedorrte Tanne will ich holen — du mußt bei der Mutter bleiben.“ Der Knabe zog die baumwollene Mütze ins Gesicht und war mit einem Sprunge im Walde verschwunden.

Mareile schaute noch lange unschlüssig nach der Stelle hin, wo die am Waldrande stehenden dichten Tannengebüsche hinter dem kecken Bruder zusammengeschlagen hatten; endlich wurde es von den in sein Gesicht wehenden Flocken und dem eisigen Winde genötigt in die Stube zurückzukehren. Die Mutter schlief noch immer; das besorgte Kind zog die Decke höher über sie und begann darauf die Fensterritzen mit kleinen Lappen auszustopfen; dabei schaute es unruhig auf das einsame winterliche Feld hinaus und lief wieder zurück an die Tür, ob es noch nicht die Tritte des heimkehrenden Brüderchens hören könne.

Aber es schaute und horchte lange vergeblich. In dem armen Stübchen ging keine Schwarzwälderuhr, die mit ihrem traulichen Ticktack die Zeit gemessen und die tödliche Stille belebt hätte; diese wurde nur unterbrochen durch das hohle Pfeifen des Windes, der wie ein Gespenst in dem Häuschen herumrumorte, flüsternd an den Wänden hinstrich und dann wieder plötzlich mit lautem Geschrei durch das Dach aufwirbelte. Hie und da seufzte die Mutter und sprach im Traum unverständliche Worte; vielleicht sah sie im Geiste ihren toten Mann, den Vater ihrer Kinder, der so gut gewesen und den sie so sehr geliebt hatte. Ach, seit seinem Tode war die Not eingekehrt. Das arme Mareile konnte sich kaum noch erinnern, den Vater einmal gesehen zu haben. Er war vor acht Jahren mit den aargauischen Truppen ins Feld gezogen, als die Landleute am Zürichsee, im sogenannten Bockenkiege, sich gegen

die Regierung empörten, und dort war er, wie es hieß, von Frevlerhand erschossen worden.

Das kleine Mareile wußte nun freilich von dieser Sage noch nichts; es fürchtete den Waldvogt bloß, weil er ein harter, erbarmungsloser Mann war, der dem Ruedeli mit Schlägen und Gefangenschaft gedroht hatte, wenn er ihn noch einmal mit der Axt im Walde treffe. Immer ängstlicher und banger wurde dem Kinde in der einsamen Stube; die Mutter schlief in halbohnmächtigem Schlafe fort, als wollte sie nie wieder zum Leben aufwachen, und Ruedeli kehrte noch immer nicht zurück, obwohl er schon mehr als zwei Stunden fort sein mußte. Die Angst ließ Mareile keine Ruhe mehr. Horchend schlich es auf den Zehen von dem Fenster zur Tür und wieder von der Tür zum Fenster, und bebte erschrocken zusammen, wenn der Wind mit grilllem Pfiff durch eine Ritze fuhr — es meinte jedesmal einen Hilfeschrei Ruedelis zu hören. Endlich begann es bereits dunkler zu werden, und jetzt konnte das besorgte Schwesterchen seine Befürchtungen nicht mehr meistern. Vor Kälte und Angst zitternd, band es ein Tüchlein um den Kopf, warf noch einen Blick auf die schlafende Mutter und ging hinaus. Der Wind wehte ihm die dichter fallenden Flocken entgegen und fuhr mit schneidender Kälte durch seine Kleider, wie durch Spinnweben. „Laß deine Englein bei mir sein“, betete es, als es in den im Winde rauschenden Wald trat, und eilte, so schnell als seine zitternden Füße es zu tragen vermochten, den wohlbekanntem Weg dem Fuchsloch zu.

Kaum die Hälfte dieses Weges hatte das angstvolle Kind zurückgelegt, als es mit einem gellenden Jammerschrei in die Knie sank. Da lag auf dem Boden ein abgehauenes Stück von jener kleinen abgedorrtten Tanne am Fuchsloch. — Mareile hatte sie auf den ersten Blick an den harzigen Knorren erkannt. Daneben waren in dem zusammengetretenen Schnee frische Blutspuren sichtbar. „Ruedeli, Ruedeli!“, schrie das Schwesterchen, „der Waldvogt hat dich getötet — Mutter, Mutter?“ Namenlose Angst und heftiges Weinen erstickten seine Stimme; schluchzend umfaßte es das abgehauene Stämmchen, als könnte es sich daran wie an einem rettenden Arme festhalten.

Plötzlich fühlte Mareile an seinem in die Händchen gedrückten Gesichte einen feuchten schnobernden Atem und eine starke Stimme rief: „Hieher, Prinz, hieher!“ Das Kind blickte aufs neue erschreckt empor, und neben ihm stand mit Flinte und Weidtasche ein schöner junger Mann, an einer langen Schnur einen Hund haltend. — „Warum weinst du so, Kleine?“, fragte der Fremde mit freundlicher Stimme; aber Mareile konnte vor Schrecken keine Antwort

geben; der Hund stand ihm so nahe und schaute mit seinen großen, braunen Augen so neugierig drein, daß es sein Gesicht wieder mit den Händen bedeckte und mit halberstickter Stimme „Ruedeli, Ruedeli!“, rief. — „Zurück, Prinz!“, rief der Jäger, und sich auf das Kind niederbeugend, zog er ihm freundlich die erstarrten Händchen von den tränenvollen Augen weg. „Liebes Kind, fürchte dich nicht, der Hund tut dir nichts zuleid; warum weinst du so? — Hast du Hunger?“ Er zog ein Stück Weißbrot aus seiner Weidtasche und gab es der Kleinen. Mareile hatte in seiner Angst allen Hunger vergessen, aber die freundliche Gabe machte ihm Mut. Es schaute auf und erkannte in dem Jäger den Herrn, der droben vor dem Dorfe in dem großen Hause wohnte, wo es sich immer so sehr vor den Hunden gefürchtet hatte. — „Was machst du denn hier? Fürchte dich doch nicht“, sagte der Herr noch einmal.

Mareile begann nun zu erzählen, wie es seinen Bruder habe suchen wollen, „und den hat der Waldvogt totgeschlagen“, schloß es, von neuem in Tränen ausbrechend, indem es auf die Blutspuren wies. Der freundliche Jüngling bückte sich nieder und sagte halblaut: „Die Spuren sind noch frisch — der Schnee zertreten — such Prinz!“ Der Hund schnoberte an den Blutflecken herum, hob dann den Kopf, wie nach etwas spähend, in die Höhe und begann so heftig zu zerren, daß ihn der Jäger kaum von der Leine losmachen konnte. In wenigen Sätzen war er, den Schweif hoch in der Luft tragend, verschwunden. „Komm, Kind“, sagte der Herr, „ich will dir deinen Ruedeli suchen helfen.“

Er faßte Mareile an der Hand; aber es vermochte vor Kälte und Angst nicht aufzustehen. Der Jäger hing seine Flinte über die Schulter, nahm Mareile auf den Arm und eilte mit starken Schritten vorwärts; manchmal stand er einen Augenblick still und horchte. Jetzt erscholl weit unten aus dem Walde herauf Hundegebell. — Der Jüngling faßte Mareile in beide Arme und begann so schnell vorwärts zu rennen, daß dem Kinde fast Hören und Sehen verging. Das Hundegebell wurde immer heftiger; aber plötzlich, als sie an den Waldrand kamen, verstummte es und eine zornige Stimme rief: „Da liegst du, Bestie!“ — „Laßt mich — zur Mutter!“, rief eine andere Stimme dazwischen. Mareile, das bisher ruhig und fast besinnungslos in den Armen des Jägers gelegen, wand sich auf und schrie: „Das ist Ruedeli!“, aber im nächsten Augenblick stand es auf den Füßen und schlang seine Arme um den Bruder, dessen Gesicht bleich und mit geronnenem Blut bedeckt war.

„Warum hab Ihr meinen Hund getötet?“, fragte der Jäger den Waldvogt mit barscher Stimme, als er den treuen Prinz mit zerschmettertem Kopfe im Schnee liegen sah.

„Weil er mich beißen wollte, Herr Brütel“, entgegnete der wüstbärtige Waldvogt trotzig, indem er seine blutige Axt an einem Tannenbusche abwischte.

„Weil er Euch beißen wollte?“, fragte der Jäger verächtlich; — „ich dünkte, ein alter Soldat würde sich nicht so schnell vor einem Jagdhunde fürchten. — Wohin wollt Ihr mit dem Knaben?“

„Zuerst zum Kommissär ins Dorf hinaus, dann muß er ins Gefängnis als Holzdieb.“

Ruedeli, der sich überrascht und verwirrt von Mareile das Blut aus dem Gesicht hatte wischen lassen, trat bei diesem Worte rasch einen Schritt vor und blickte bittend auf den Jüngling, als wünschte er etwas zu seiner Verteidigung vorzubringen. „Nun — Kleiner?“, sagte Herr Brütel. — „Herr“, sprach Ruedeli unerschrocken, „ich wollte kein Dieb werden; aber wenn ich nicht ein wenig Holz holte, so mußte die Mutter und Mareile erfrieren.“

„Ach Gott, wie wird die Mutter Angst haben, wenn sie erwacht“, seufzte Mareile.

„Aber konntest du nicht anderswo, als gerade da im Walde, Holz bekommen“, fragte Herr Brütel.

„Ich bat gestern den Waldvogt um einen Armvoll und wollte ihm dafür arbeiten helfen oder Gänge machen, aber er gab mir keins.“

Der Jäger maß den Waldvogt schweigend vom Kopf bis zu den Füßen mit einem Blicke, der mehr Verachtung als Zorn ausdrückte. Der Waldvogt, der diesen Blick verstand, sagte trotzig: „Ich kann meine Almosen geben, wem ich will, Alfred Brütel.“

„Aber du hättest ja zu einem andern gehen können“, fuhr der Jüngling zu Ruedeli fort, ohne auf des Waldvogts Worte zu achten. — „Ja, aber der Waldvogt drohte mir, er wolle mich als Bettler einsperren, wenn ich anderswohin gehe, um Holz zu erbitten — er gebe acht auf das Vagabundenpack, sagte er.“

„Warum hast du da Blut an der Wange?“

„Der Waldvogt hat mich geschlagen, weil ich der Mutter das Holz nach Hause bringen wollte, bevor ich ins Gefängnis ginge.“

Des Jägers Gesicht übergieß bei diesen Worten eine dunkle Purpurröte; er biß die Lippen zusammen und besann sich einen Augenblick. Darauf wandte er sich ab, faßte Ruedeli bei der Hand und sagte freundlich: „Kommt Kinder, ich gehe mit euch zur Mutter.“ Aber der Waldvogt, der seine Fassung bald wieder gewonnen hatte, sprang einen Schritt vor und rief drohend: „Herr Brütel, Ihr werdet Euch einer obrigkeitlichen Person bei Ausübung ihres Amtes nicht widersetzen wollen.“

„Gebt Euch keine Mühe“, erwiderte der Jäger kalt, „Ihr wißt,

wie ich heiÙe und wo ich zu finden bin.“ Diese Worte begleitete er mit einer Handbewegung, als ob er auf den Griff seines Weidmessers deuten wolle. Der Waldvogt trat aus dem Weg und schaute den Abgehenden nach, bis sie dem Waldrande entlang im Dunkel des Abends verschwunden waren. „Herr Brütel, Herr Alfred Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten für die Achtzehntausend“, murmelte er grinsend und schnalzte dabei mit den Fingern, als ob er den köstlichsten Fund getan hätte.

Böse Ratschläge

Um die letzten Worte des Waldvogtes zu verstehen, muß man wissen, daß unsere Erzählung in den ersten Tagen des Februars 1812 spielte. Damals war für Jünglinge und Eltern ein gar banges Leben in der Schweiz. Man konnte an Sonn- und Feiertagen landauf und -ab gehen und nirgends hörte das Ohr wie sonst die fröhlichen Lieder oder lustigen Geigentöne, die zum Tanze lockten. Der munterste Jüngling ging still und ehrbar seines Weges wie ein weißhaariger Greis, ja noch stiller, und wenn der Abend hereingebrochen war, wagte sich noch kaum einer auf die Straße. Der Kaiser Napoleon rüstete nämlich damals gewaltige Heerscharen, um nach dem fernen Rußland zu ziehen. Auf allen Straßen Europas, vom Mittelländischen Meere bis an die Nordsee, zogen Kriegsvölker, um sich unter die Adler des gewaltigen Herrschers zu sammeln und, wenn auch ungerne, seinen Winken zu gehorchen. Wie die Könige und Fürsten anderer Länder, so mußten auch die Regierungen der schweizerischen Kantone dem französischen Kaiser ein Heer stellen, oder wie es damals hieß, die Achtzehntausend vollzählig machen. So nannte man nämlich ein Armeekorps, das die Schweiz seit vielen Jahren dem Kaiser Napoleon aus Landesöhnen in Sold geben mußte. Natürlich rissen die Schlachten, die in den Gebirgen Spaniens, auf den norddeutschen Ebenen und an den Ufern der Donau geschlagen wurden, alljährlich gewaltige Lücken in die Reihen dieser Achtzehntausend, und diesmal sollten diese Lücken vollständiger als je wieder ausgefüllt werden, da der Kaiser all seiner Mittel bedurfte, um den mächtigen Herrscher von Rußland zu demütigen.

Aber der Dienst unter den Achtzehntausend war in der Schweiz, wie man sich leicht denken kann, von allen gefürchtet. Es war nicht wie sonst, daß gleich ein Zug von kräftigen, kampflustigen Jünglingen versammelt war, wenn irgendwo die Werbetrommel erklang — denn es war in diesem Dienste wenig Ehre und Gewinn

zu finden, diese behielten die Franzosen für sich selbst. Ungenannt und unbekannt lagen die Gebeine der Alpensöhne in fernen Ländern, und daheim darbtten die armen Eltern, die des arbeitenden Armes ihres Sohnes beraubt worden waren. Wer einmal über die Grenze zog, um unter die Achtzehntausend zu gehen, der konnte noch einmal stille stehen und zurückschauen nach den fernen Bergen, oder nach seinem Dörfchen, das am blauen See oder am rauschenden Flusse unter Bäumen versteckt lag; er konnte im Geiste nochmals Abschied nehmen von seiner weinenden Mutter und all den trauernden Lieben, — er wußte ja doch, daß er sie schwerlich wieder sehen würde.

Darum hatten die Regierungen ihre Not, die nötige Mannschaft aufzubringen; gezwungen ohne Veranlassung durfte keiner werden, und freiwillig wollte niemand gehen. Vergeblich wurden dem Ärmsten reiche Handgelder geboten und goldene Versprechungen gemacht — er wollte lieber in der Heimat sein kärgliches Brot durch Arbeit verdienen, als in der Fremde in blutigen Kämpfen Wunden oder einen frühen Tod suchen; deswegen wurden Verordnungen getroffen, das unbedeutendste Vergehen eines Jünglings dadurch zu ahnden, daß er, statt mit Gefangenschaft oder Geldbuße bestraft zu werden, unter die Achtzehntausend gesteckt wurde. Die Regierungen nahmen es dabei nicht so genau; sie waren froh, wenn die Gemeindebehörden nur die rechte Zahl von Leuten lieferten. Wie mancher wackere Bursche bezahlte ein fröhliches nächtliches Jauchzen, oder ein mutiges Wort gegen einen ungerechten Vorsteher, wie es sonst einem freien Manne wohl erlaubt ist, durch ein unbekanntes Grab in den Schluchten der spanischen Gebirge oder in den Schneefeldern Rußlands! — Daher das trübe, traurige Leben in den sonst fröhlichen Tälern und auf den Alpen, daher die Angst in den Gemütern, als ob der Todesengel einer Pest über dem Lande schwebe, und daher auch die schadenfrohe Drohung des hartherzigen Waldvogts: „Herr Brütel, Ihr gebt einen prächtigen Rekruten für die Achtzehntausend!“

Als der Waldvogt diese Worte gesprochen hatte, schlug er den Weg ein, der über das Feld nach dem eine halbe Stunde entfernten Dorfe führte. Er spürte nichts von dem scharfen Winde, der noch immer über die Ebene heranfiff; er sah auch nicht, wie hier und da ein Stern mit klarem Lichte zwischen den jagenden Wolken niederschaute; — er rieb sich vergnügt die Hände und murmelte: „Madame Brütel, jetzt hat Ihr Bulldogg, wie Sie mich gnädigst zu nennen belieben, einmal Zähne und wird beißen — verlassen Sie sich darauf, Gnädigste.“ Bei diesem Gedanken wendete der Waldvogt seine Schritte links, von wo aus einiger Entfernung Licht her-

überschimmerte; fast atemlos gelangte er an das Haus, das hier einsam an der Straße stand. Es war ein altertümliches, fast schloßartiges Gebäude mit einer weiten, hohen Hofmauer umgeben, über welche jetzt blätterlose Linden ragten. Der Waldvogt stand vor dem verschlossenen Hoftore still, schwenkte seine Pelzmütze im Winde und rief vor sich hin: „Madame Brütel, kocht noch eine gute Suppe für Euer Söhnlein, bevor es auf die Wanderschaft geht; so bald wird's nicht wiederkommen.“ Dann sprang er auf den Zehen an der Hofmauer hin auf die Straße nach dem Dorfe zu.

Das erste Haus im Dorfe, an das er nach einer Weile gelangte, war eine neue stattliche Wohnung, von Stein erbaut, die mit dem roten Ziegeldach sich sehr vorteilhaft gegen die übrigen strohgedeckten Häuser abhob. Der Waldvogt trat rasch hinein in eine Stube, in der ein großer, breitschultriger Mann in einer Zeitung las. Es war der allmächtige Amtmann des Dorfes, der übrigens mehr durch seinen Reichtum als durch die Liebe seiner Mitbürger so gewaltig war. Wie er zu diesem Reichtum gekommen, war eine zweifelhafte Sache. Als die Franzosen vor vierzehn Jahren ins Land kamen, war er noch ein wenig bemittelter Mann, der mit seinem einspännigen Fuhrwerk wöchentlich zweimal von Baden nach Aarau und Zofingen Waren brachte. In der unruhigen Kriegszeit, während welcher auf dieser Straße ein mannigfaltiger und lebhafter Verkehr stattfand, vergrößerte sich sein Geschäft, und bald nach der Schlacht bei Zürich im Herbst 1799 fing er an, sein neues Haus zu bauen, und warf dabei mit dem Geld um sich, als hätte er ganze Frachtwagen Bernertaler heimgebracht. Zugleich wurde er ein Freund der Franzosen und als solcher ein Gegner der gestürzten aristokratischen Regierung von Bern. Das erhob ihn, nebst seinem Gelde, zum Vorsteher der Gemeinde und zum „Kommissär“; als solcher hatte er alle Lieferungen, welche in der Umgegend für die französischen Truppen erhoben werden mußten, zu vollziehen und abzuliefern. Freilich wurde hie und da etwas gemunkelt, was kein günstiges Licht auf den neuen Gewalthaber werfen konnte. Es sei ihm von dem ehemaligen Bernerlandvogt auf Biberstein eine Kiste mit Geld anvertraut worden, die er mit seinem Fuhrwerke zu der österreichischen Armee vor Zürich zu bringen versprochen habe, und diese Kiste habe er unrechtmäßigerweise für sich behalten. Daher rühre sein plötzlicher Reichtum. Das wenigstens hatte der alte Brütel, der Vater unseres Jägers, behauptet, und hinzugefügt, er habe Beweise dafür in Händen, von denen er bei gelegener Zeit Gebrauch machen werde. Später war der alte Herr bei einer Entenjagd in der Aare verunglückt und sein Leichnam erst einige Tage nachher aufgefunden worden. Seitdem hatte niemand

gewagt, über den Kommissär Nachteiliges zu äußern. Der Kommissär wußte aber, daß diese Beweise sich noch in den Händen des jungen Brütel befanden.

Sei dem wie ihm wolle, so viel ist gewiß, das Herz des Kommissärs war so kalt und hart wie dasjenige seines getreuen Untergebenen und Dieners, des Waldvogts. Als dieser in die Stube getreten, stellte er seine Axt in eine Ecke und setzte sich dann an den Tisch.

„Wahrscheinlich hast Du den armen Jungen, den Tannzapfen-Ruedeli, erwischt, daß Du so wichtig tust“, sagte der Kommissär spöttisch.

„Erraten“, — grinste der Waldvogt; „aber was würdet Ihr sagen, wenn ich zu dem armen Jungen noch einen reichen erwischt hätte, der erst kürzlich von der fremden Hochschule heimgekommen ist — so einen Rekruten für die Achtzehntausend — wir haben ja Mangel daran.“

„Was willst Du sagen, den jungen — — —?“, rief der Kommissär, von seinem Stuhle aufspringend; aber, als schäme er sich seiner voreiligen Hoffnung, fügte er, sich wieder setzend, hinzu: „Nein Du bist ein zu alter Narr zu solch klugem Streiche. Doch komm“, sagte er nach einer Pause ruhiger, „und erzähle, was mit dem Jungen vorgefallen ist.“

„Nun, nun“, sagte der Waldvogt, „ich habe den jungen Herrn Brütel im Garne — er entwischt nicht mehr.“ Dann erzählte er den Vorgang im Walde. — „Was meint Ihr nun?“, schloß er, „habe ich meine Sache nicht gut gemacht? Ich erschlug den Hund absichtlich, als ich merkte, welch Edelwild im Triebe sei, und wirklich — er kam ordentlich ins Feuer. Der Junge sieht ganz respektabel aus, wenn er im Zorne ist. Morgen früh laßt Ihr ihn kommen, wir nehmen die Geschichte zu Protokoll, das er unterschreibt, und dann morgen nacht können wir das Vöglein einfangen.“

Der Kommissär hatte seinem Spießgesellen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört und durchmaß jetzt das Zimmer nach allen Richtungen in hastigen Schritten, als jagten ihn seine stürmischen Gedanken umher. Endlich blieb er vor dem Waldvogte stehen. „Hör“, sagte er mit gepreßter Stimme, „wenn der Streich gelingt, so hast Du heute hundert Gulden Taglohn verdient. Ist das Herrlein einmal unter den Achtzehntausend, so sind wir sicher vor ihm; der Weg nach Rußland ist weit; — aber — er wird sich wehren.“

„Bah — wehren!“, entgegnete der Waldvogt aufstehend, „hat er das Protokoll unterschrieben, so lassen wir ihn durch Landjäger sicher nach Aarau bringen — Widersetzlichkeit und Bedrohung einer obrigkeitlichen Person — Beschützung eines Diebes — das

ist hoffentlich genug. Der Aristokratensohn wird ohnedies keine so mächtigen Gönner haben — — und ist er einmal in die Rekrutenliste eingetragen, so mag er immerhin desertieren; nur umso besser — dann ist er vogelfrei. Glück auf morgen und gute Nacht.”

So trennten sich die beiden Männer, mit ihrem Tagewerk ebenso zufrieden wie der edle Jüngling mit dem seinigen, der, nachdem er in der Hütte der Armut Trost und reichliche Hilfe zurückgelassen, sorglos durch die Nacht seinen Heimweg suchte.

Die Anschläge werden ausgeführt

Alfred Brütel hatte am folgenden Morgen mit Hilfe seiner Mutter gerade einen Korb mit Kleidern und Lebensmitteln fertig gepackt, den er seinen armen Schützlingen in die Hütte am Walde schicken wollte, und suchte für Ruedeli noch nach einem Mäntelchen, das er selbst als Knabe getragen, als der Gemeindegabe erschien und dem Jüngling den Befehl brachte, ungesäumt vor dem Kommissär zu erscheinen. Die Mutter erschrak, daß sie an allen Gliedern bebte und anfänglich kein Wort hervorzubringen vermochte, bis sich ihre Angst in Tränen löste. — „Ach Gott, ach Gott!“, seufzte sie, ihren Sohn in die Arme nehmend; er wird nicht ruhen, bis er mich zur kinderlosen Mutter gemacht hat. Ich armes, unglückliches Weib; er weiß, warum er Dich fürchtet und wird Dich verderben.”

Es half nichts, daß der Jüngling alle möglichen Trostgründe vorbrachte. — „Meine Ahnung sagt mir zu gewiß, was er im Schilde führt“, sagte die leidvolle Mutter; — „wenn Gott nicht hilft, so sind wir verloren.“ Und wieder fing sie bitterlich zu weinen an.

„Ich darf mich nicht von ihrer Angst anstecken lassen“, sagte der Jüngling vor sich hin. — Lebt wohl, Mutter — schickt den Korb gleich fort, sonst verderben die armen Leute; — in einer halben Stunde bin ich wieder da.”

Er trat rasch hinaus und mochte nicht mehr umkehren, obgleich er die bange Stimme hörte, mit der ihn die Mutter noch einmal zurückrief. Er spürte, daß ihn ihre liebevolle Angst befangen machen könnte. Wohl war es ihm bekannt, daß schon mancher arme Bursche des kleinsten Fehltritts wegen auf das Schlachtfeld geliefert worden, und verhehlte sich nicht, daß sein gestriges Benehmen von einem feindseligen Richter schlimm genug gedeutet werden könnte. „Aber“, dachte er, „wird er es wagen, mich so

leicht anzutasten? Ohnedies ist der 15. Februar nahe, wo die Angeworbenen abmarschieren müssen — so lange kann ich die Sache verziehen und dann unparteiisches Gericht finden." Auf diese Weise verscheuchte er seine sorglichen Gedanken und trat mit ruhiger Würde vor den Mann, gegen den er von Jugend auf einen so schweren Argwohn im Herzen getragen; aber fast mußte er sich zwingen, seinen Zorn niederzukämpfen, als der Waldvogt erschien und ihm mit spöttischem Lächeln einen tiefen Bückling machte. Er wendete sich stolz ab, ohne seinen Ankläger eines weiteren Blickes zu würdigen.

Unbefangen erzählte Alfred den Vorgang von gestern abend, wie er vor seiner Seele stand, ohne das geringste verheimlichen zu wollen.

„Ihr seid also geständig“, fragte der Kommissär, „einen Diener des Gesetzes in der Ausübung seiner Pflicht verhindert zu haben?“

„Wenn der Diener des Gesetzes seine Pflicht darin sah, einen armen wehrlosen Knaben blutig zu schlagen — ja!“

„Ihr seid ferner geständig, einen Waldfrevler und Holzdieb absichtlich und mit Wissen geschützt zu haben?“

Der Angeklagte erkannte die Verfänglichkeit dieser Fragen recht gut; doch erklärte er ohne langes Besinnen mit fester Stimme: „Wenn ein Knabe seine kranke Mutter, die die Hartherzigkeit des Gemeindevorstehers dem Tode des Verhungerns und Erfrierens überläßt, durch Fällung eines abgedörrten Stämmchens zu retten sucht, und deswegen Holzdieb und Waldfrevler gescholten wird — ja, dann habe ich einen solchen geschützt.“

Der Kommissär und der Waldvogt verschluckten diese bitteren Pillen; sie waren genugsam versüßt durch die stolze und unumwundene Beantwortung der vorgelegten heimtückischen Fragen. Ohne Anstand bestätigte der Angeklagte seine Aussagen durch seine Unterschrift. — „Ich habe meine Menschenpflicht getan“, sagte er auf dem Heimwege zu sich selbst, „der Menschen Gesetze mögen sagen, was sie wollen.“ — Von diesem Bewußtsein gehoben, wartete er ruhig der Dinge, die da kommen sollten.

Die Folgen dieser erfüllten Menschenpflicht waren in der armen Hütte am Waldrande deutlich genug sichtbar. Zwar pfiff der Wind noch immer hie und da durch eine Fensterritze, immer noch wehte er die Halme auf dem kleinen Strohdache durcheinander wie die Halme eines losen Strohbüdels, und noch sauste er mit unheimlichem Tosen in den Wipfeln der Tannen, die ihre dunklen Kronen über die Hütte hinausbeugten — aber die drei Bewohner der kleinen Stube waren nicht mehr die nämlichen, die wir gestern gesehen haben. Es war, als ob die vergangene Nacht die lange Grabesnacht

gewesen, aus der sie verjüngt und verklärt zu einem bessern Leben erstanden wären.

Die Mutter saß auf einem Stuhl am Ofen, durch dessen Wände ein prasselndes Feuer seine erquickende Wärme trieb. Bleich und matt sah sie allerdings noch aus; aber die Zufriedenheit und Hoffnung, die über ihrem Gesichte lag und ihre Blicke mit einem freundlichen Lichte belebte, ließen sie um zehn Jahre jünger erscheinen als gestern. Vor ihr, halb auf seinen Knien, halb auf ihrem Schoße, lag Mareile und hielt der Mutter lächelnd ein Stück Weißbrot entgegen. Am glücklichsten jedoch, aber auch drollig genug sah Ruedeli aus. Er stand am Fenster, in einen kleinen, freilich etwas verschossenen blauen Mantel gehüllt, der ihm jedoch herrlicher vorkommen mochte als einem Könige sein Hermelin. Der Knabe schien viel größer als gestern, es war, als ob die von ihrer Last befreite Seele den Körper in die Höhe geschleunigt hätte. In den Händen hielt er einen Brief, dessen Aufschrift er, wie mit Kennermiene, von allen Seiten recht sorgfältig betrachtete.

„Mutter“, sagte er endlich, „ich bin nun doch schon über vierzehn Jahre alt und kann noch nicht Geschriebenes lesen; Gedrucktes — nun das hast Du mich ein wenig lesen gelehrt; wenn ich nur auch in die Schule gehen könnte.“

„Wollte Gott“, antwortete die Mutter; „aber warum möchtest du nun auf einmal Geschriebenes lesen können?“

„Ja, sieh“, erwiderte Ruedeli ganz ernsthaft, den Brief in die Höhe haltend, „ich weiß zwar schon, daß da drauf steht: Herrn Doktor Schmuziger in Aarau, und daß darin steht, er solle mir Arznei geben für dich; aber ich möcht's lesen können, so Buchstabe für Buchstabe, weil's der Herr Brütel geschrieben hat; ach, das ist ein Mann — nicht wahr, Mareile?“

„O ja, so lieb und freundlich wie ein Engel“, meinte die kleine Schwester.

„Freundlich — freundlich!“, wiederholte Ruedeli mit wichtigem Kopfnicken; „freilich gegen dich und mich und die Mutter: aber wie hat er den Waldvogt angeschaut — auch freundlich?“

„Nein Mutter“, sagte Mareile, „da hab' ich mich recht gefürchtet, da hat er ein schreckliches Gesicht gemacht.“

„Ein Gesicht“, fuhr Ruedeli eifrig fort, „ein Gesicht — ich glaube, so macht der Herrgott eines, wenn er donnert und mit einem Blitze die höchste Tanne zusammenschlägt. — So schaute er den Waldvogt an!“

Bei diesen Worten trat Ruedeli einen Schritt zurück, kreuzte die Arme über die Brust und funkelte mit seinen großen, dunklen Augen unter den schwarzen Brauen hervor, daß gewiß der Wald-

vogt selbst, hätte er ihn jetzt gesehen, vor dem Knaben Respekt bekommen hätte.

Die Mutter betrachtete ihren Sohn eine Weile mit stillem Lächeln und ermahnte dann: „Gewiß, Kinder, der gute Herr ist uns ein Engel, den Gott in der größten Not hergesandt. Wir dürfen unser Leben lang nie aufstehen oder schlafen gehen, ohne für ihn zu beten.“

„Beten will ich für ihn alle Stund“, fiel Mareile die Händchen faltend ein.

„Und ich will auch für ihn beten“, meinte Ruedeli; „aber lieber möchte ich, er wäre in einem brennenden Hause drinnen, wie’s im Sommer in Lenzburg brannte; da wollte ich hineinspringen und ihn aus dem Feuer herausholen.“

„Gottloses Kind“, strafte die Mutter, „du wünschtest deinem Wohltäter ein Unglück, aus dem du ihn doch nicht retten könntest!“

Ruedeli kehrte sich, über diesen Gedanken halb erschrocken, gegen das Fenster und fing an, mit den Fingern eifrig auf den Scheiben herumzutrommeln. „Nu“, sumnte er vor sich hin, „so ist’s nicht gemeint — bewahr! — Ich meine nur, wenn ich einmal so was tun könnte — ’s wäre mir eine Freude! — Aber wißt ihr auch“, begann er, sich umwendend, offenbar froh, den peinigenden Gedanken los werden zu können — „wißt ihr eigentlich auch“, warum ich gestern so lange fortblieb, bis mich dann zuletzt der Waldvogt erwischte? — Seht, als ich ans Fuchsloch kam, fror ich so heftig, daß mir’s unmöglich war, das Beil festzuhalten; da ging ich an die Felsen hinunter in die Höhle — wißt ihr, dort hinter den Erlen — um mich ein wenig zu erwärmen. Es ist so windstille und warm in der Höhle wie in einer Stube, und sie ist ganz mit trockenem Laub angefüllt. Finster ist’s freilich drin — der Zugang ist so dicht mit jungen Tannen überwachsen, daß ich selbst ihn kaum finden konnte. Dort habe ich mich verspätet; drum erwischte er mich später. — Aber jetzt muß ich doch gehen, Mutter.“

Ruedeli trat einige Schritte, dröhnend wie ein bespornter Reiter, in die Stube vor und schaute dann lächelnd auf seine Füße nieder. „Ich meine, ich bin viel größer in den Stiefeln da, die mir der Herr Brütel geschenkt hat — das tönt, wenn man so daher geht. Und prächtig warm geben sie an den Füßen herauf; — aber springen könnt’ ich doch nicht recht drin.“

„Du mußt noch warten, Ruedeli, bis du gegessen hast, ich lasse dich sonst nicht fort. Es ist jetzt bald fertig.“ —

Es war schon ziemlich spät am Nachmittage, als Ruedeli von Buchs her über das Feld nach Aarau wanderte. Die Kälte war etwas gebrochen; aber schwere schwarze Wolken, die weit über die Höhen

des Jura herabhängen, ließen eine frühe stürmische Nacht erwarten. Das kümmerte den kleinen Wanderer indessen wenig. Fest und aufrecht marschierte er in Stiefel und Mantel einher, wie ein Junkersöhnlein; die Hoffnung, der Mutter schnellhelfende Arznei nach Hause bringen zu können, übergöß sein braunes Gesicht mit einem Glanze von Freude und Glück, wie er noch nie auf dem Antlitz des armen Knaben geleuchtet hatte; dabei dachte er an den Herrn Brütel, was das für ein herrlicher Mann sei, und bemühte sich eifrig, denselben in Gang und Haltung nachzuahmen. — „Wenn nur der Herr Doktor auch so freundlich ist“, sagte er vor sich hin; — „nicht daß ich mich fürchte, das tue ich in meinem Leben nicht mehr vor einem Menschen; der Herr Brütel hat sich vor dem Waldvogt auch nicht gefürchtet; — aber ich denke, wenn der Doktor so recht freundlich ist, wird die Mutter eher gesund.“ —

Ruedeli mußte lange warten, bis er erfahren konnte, ob der Herr Doktor seinen Erwartungen entsprechen würde. Er sei ausgegangen, sagte eine hoffärtige Magd, Ruedeli solle da im Gange warten. Der Knabe setzte sich auf eine Bank und vertrieb sich die Zeit mit schönen Luftschlössern. Bald sah er sich hoch zu Roß mitten im Kriegsgetümmel; dort kam der Waldvogt und wollte den Herrn Brütel mit einem großen Schwerte rücklings niederstechen. Ruedeli sprengte vor und mit einem Hiebe lag der Waldvogt zu Boden geschmettert. „Du hast dich brav gehalten, Ruedeli“, sagte Herr Brütel mit einem dankbaren Blicke, „ohne deine Hilfe wäre ich erstochen worden.“ Bald wieder sah sich Ruedeli als Herr und Gebieter auf einem hohen Schlosse, wo alles von Gold und Silber funkelte. Da trat ein Mann herein, mager und bleich, in zerrissenen Kleidern. „Ruedeli“, sagte der — „ich bin der Alfred Brütel, der deiner Mutter einmal aus der Not geholfen; jetzt hat mich der Waldvogt und seine bösen Mithelfer um Hab und Gut gebracht — gib mir ein Almosen.“ — „Heiliger Gott“, antwortete Ruedeli, „Ihr seid der schöne, brave Herr Brütel — dem Himmel sei's geklagt, ich hätt' Euch nicht mehr gekannt. Wißt Ihr was? — Ein Almosen kann ich Euch nicht geben; aber da zieht meine Kleider von Samt und Seide an und seid statt meiner Herr und Gebieter dieses Schlosses; ich will Euer treuer Diener sein. — Keine Widerrede, Herr Brütel, ich tu' es durchaus nicht anders; ich bin jetzt Meister. Meint Ihr, ich hab's vergessen, daß Ihr einmal den armen Ruedeli dem Waldvogte abjaget und ihm dann Stiefel und einen herrlichen Mantel geschenkt habt? — Nein, ich hab's nicht vergessen, wenn Ihr jetzt schon nichts davon sagt. Ich möchte Euch nur umarmen und küssen, Herr Brütel, wenn ich's wagen dürfte.“

Dem dankbaren Ruedeli traten bei solchen träumerischen Gedanken Tränen in die Augen; er fühlte sich so selig, als wären sie wirklich schon zur Wahrheit geworden; er bemerkte nicht, daß der Abend bereits hereingebrochen war, bis endlich auf der Treppe sich Tritte hören ließen und zwei Herren in eifrigem Gespräche am Ende des Ganges erschienen.

„Ich sage Ihnen, Herr Doktor, es hilft nichts“, sagte der eine der Herren, „der junge Brütel wird unter die Achtzehntausend gesteckt; die Landjäger sind bereits fortgefahren, um ihn hereinzubringen. Sein Vergehen liegt zu klar am Tage. Er selbst hat eingestanden und sein Geständnis durch Unterschrift bestätigt, sich gestern dem Waldvogt gewaltsam widersetzt und einen Holzdieb beschützt zu haben. Es tut mir leid um ihn — er ist sonst ein wackerer Jüngling.“

„Aber mein Gott“, sagte der andere Herr, — es war der Doktor Schmuziger — „aber mein Gott, er, der einzige Sohn seiner alten Mutter, der seine Studien soeben vollendet hat — ich bin überzeugt, bloß sein edles Herz hat ihn zu dem Fehltritte verleitet. Ist denn gar keine Rettung möglich?“

„Ich wüßte keine“, erwiderte der erstere, die Achsel zuckend; „hätte er sich nur zehn Tage versteckt halten können — dann wäre die Gefahr vorbei gewesen und er vielleicht mit einer kleinen Buße davongekommen. Jetzt ist's zu spät; die Landjäger sind abgegangen, und wir können keine Rücksicht nehmen, wir müssen die nötige Anzahl Leute haben. In wenigen Tagen wird er über die Grenze gebracht und dann ist die Flucht unmöglich. Wohin sollte ein französischer Deserteur fliehen? Des Kaisers Arm reicht durch ganz Europa. Der Brütel und seine Mutter dauern mich; aber er muß nach Rußland. Leben Sie wohl, Herr Doktor, ich habe noch dringende Amtsgeschäfte.“

„Mein Gott, mein Gott“, sagte der Doktor vor sich hin, dem abgehenden Herrn die Treppe hinunter nachschauend, „der arme, gute Alfred; wie konnte er nur so unvorsichtig sein — was wird das für ein Jammer werden!“

Ruedeli stand jetzt auf und wankte den Gang hinunter; er hatte von dem Gespräche keine Silbe verloren; aber die Worte: „der Brütel muß unter die Achtzehntausend“ sausten noch immer wie ein betäubender Donnerschlag in seinen Ohren. Jedes Kind verstand in damaliger Zeit den Sinn dieses Todesurteils; man pflegte schon die Kleinen in der Wiege damit zu schrecken, und der unartigste und wildeste Knabe wurde zahm, wenn ihm gedroht wurde: warte, du mußt unter die Achtzehntausend. Zudem hatte der klare Verstand Ruedelis, dessen ganze Seele, all sein Sinnen und Trach-

ten ohnehin nur mit seinem Wohltäter beschäftigt war, aus den wenigen Worten sogleich geschlossen, daß der gestrige Vorfall hier im Spiele sei.

„Was willst du, Kleiner?“, fragte der Doktor, durch Ruedelis Tritt aus seinen Gedanken aufgeweckt.

„Wenn Ihr der Doktor Schmuziger seid, so hab' ich hier einen Brief an Euch, vom jungen Herrn Brütel.“

„Brütel?“, fragte der Doktor, den Brief hastig erbrechend und die Zeilen durchfliegend; „wer bist du?“

„Ich bin eben der Holzdieb von gestern, wie der Herr da sagte.“

„Du?“, staunte der Doktor, den Knaben vom Kopf bis zu den Füßen betrachtend, — „du?, der Holzdieb? — Hör“, fuhr er nach einigem Besinnen leiser fort, „ist dir der Herr Brütel lieb?“

„Lieber als mein Leben“, antwortete Ruedeli ernst.

„Gut, so komm!“

Mit wenigen Sätzen war der alte Herr durch den Gang weg, rannte in seiner Stube an das Pult und schrieb hastig einige Worte. „Hier, Kleiner, hast du einen Brief, den du dem Herrn Brütel überbringen sollst; aber springen muß du, was deine Füße vermögen. Ich will dir deutlicher sagen, warum. Zwei Landjäger sind auf einem Wägelchen hinausgefahren, die den Herrn fangen sollen, weil er dir gestern geholfen hat. Vielleicht daß sie sich draußen im Wirtshause aufhalten und du ihnen zuvorkommen kannst. Kommst du aber zu spät, so zerreiß den Brief und sage keinem Menschen etwas davon. Die Arznei für deine Mutter bringe ich morgen selbst. Hast du verstanden?“

„Ja, Herr Doktor“, sagte Ruedeli entschlossen und flog die Stiege hinunter.

Des Knaben Träume erfüllen sich in etwas

Es war bereits Nacht geworden, als Ruedeli auf die Straße trat. Feuchter Schnee und Regen wirbelten durcheinander und erhöhten die Finsternis. Der Wind rauschte in einzelnen heftigen Stößen daher und vermehrte durch sein hohles Brausen in den nahen Wäldern die Unheimlichkeit der Nacht. Allein Ruedeli bemerkte von alledem nichts. Wie ein gehetztes Wild jagte er über das einsame Feld hinaus und blieb nur hie und da, wenn die Windstöße schwiegen, lauschend stehen, ob er kein Wagengerassel höre. Außer-

halb des Dorfes Buchs, da wo sich der Wald von beiden Seiten hart an die Landstraße herabzieht, stand damals eine Schenke, „Zum vollen Krug“ genannt. Ruedeli schlich sich an die halberleuchteten Fenster, um nach den Landjägern zu spähen; aber nur einige verdächtig aussehende Männer in fremdländischer Tracht saßen drinnen. Es waren „Geschirrmännli“, — so hießen die durch das Land ziehenden Geschirrhändler oder Kesselflicker — denen das vor dem Hause stehende Wägelchen gehörte, dessen Anblick Ruedeli mit so schöner Hoffnung erfüllt hatte. Er wischte den strömenden Schweiß mit dem Zipfel seines Mäntelchens aus dem Gesicht und begann aufs neue zu jagen.

Den mutigsten Mann hätte ein unheimliches Grausen angewandelt, da hinauf, durch die einsame Waldstraße. Es war so finster, daß man kaum zwei Schritte weit sehen konnte; kamen die Windstöße, so knarrten und krachten die schwarzen Tannen zu beiden Seiten, als müßten ihre zusammenschlagenden Wipfel jeden Augenblick niederstürzen; dann ward es plötzlich wieder still und das Rauschen zog windschnell den Wald hinauf, als wolle es der hinter ihm zurückgebliebenen schauerlichen Stille selbst entfliehen. Oben an der Waldecke, da wo sich die Straße wieder aus den Gebüsch in das Feld hinauswindet, mußte der erschöpfte Knabe stille stehen. „Ich kann nicht mehr“, seufzte er, „ich kann nicht mehr atmen. O Gott — ich komme zu spät — der gute Herr Brütel — ich — ich bin schuld daran!“ Der Schmerz übermannte Ruedeli, daß er anfing, bitterlich zu weinen und seine Tränen gleich Schweißtropfen von den glühenden Wangen spülten.

„Horch, war das der Wind? — — Nein — es ist ein Wagen — Pferdegetrappel!“ — Ruedeli knöpfte den Mantel aus; seine Brust dehnte sich aus, daß die weite, lockere Hülle zu enge ward. „Sie kommen“, sagte er, vor banger Erwartung zitternd. — Das Wagengerassel kam rasch näher; Ruedeli bückte sich wie eine Katze in den Straßengraben. Seine Pulse pochten und stürmten, aber er hielt den Atem an und lauschte. Da schimmerten durch das Dunkel bei einer Biegung des Weges zwei Gewehre. „Sie sind’s“, dachte Ruedeli und machte sich zum Sprunge bereit; aber der Wagen fuhr so rasch vorbei, daß der arme Knabe nicht, wie er gehofft hatte, sich hinten festhalten konnte. Deutlich hatte er zwischen den Landjägern seinen Mann erkannt und nun ging’s wieder im Galopp die Straße rückwärts dem Wagen nach.

Was er eigentlich wollte? Er wußte es selbst nicht recht — er wollte nur bei seinem Beschützer und Wohltäter sein; aber der Wind wehte ihm jetzt so stark entgegen und verfang sich in dem faltigen Mantel, daß er, sonst schon ermüdet, kaum vorwärts kommen

konnte. Ohne langes Besinnen ward im Laufen der Haken losgemacht, und der prächtige Mantel, der vor einer Stunde noch des Knaben Stolz und Freude gewesen, flatterte unbeachtet über die Schultern hinab auf die Landstraße; dessenungeachtet entfernte sich der Wagen in raschem Laufe immer mehr, daß Ruedeli kaum noch die Umrisse der dunkeln Gestalten unterscheiden konnte, und die nassen ungewohnten Stiefel hingen wie bleierne Sohlen an seinen Füßen. Er blieb einen Augenblick stehen, und sie lagen im Straßengraben. In den bloßen durchnäßten Strümpfen, aber jedes Hindernisses ledig, hatte er jetzt den Wagen bis auf wenige Schritte erreicht; da bog dieser um die Waldecke, und aus den Fenstern des „vollen Kruges“ schlug heller Lichtschimmer auf die Straße heraus. Ruedeli blieb stehen — der Wagen hielt. Der Fuhrmann stieg ab, um das Pferd auszuspannen.

„Wie lange dauert's, bis die Mähre gefüttert ist?“, fragte der eine Landjäger.

„Eine kleine halbe Stunde“, war die Antwort.

„Gut — da können wir auch ein Gläschen nehmen — 's ist ein Hundewetter. Wollt Ihr auch absteigen, Herr Brütel?“

„Nein“, erwiderte der Gefangene mit fester, aber doch trauriger Stimme, deren Klang wieder alle erlahmenden Lebenskräfte Ruedelis aufrüttelte.

„Nun — wie Ihr wollt, ich will Euch ein Glas herausbringen.“

„Ich danke, Korporal.“

„Seid Ihr erst einmal ein Achtzehntausender, dann werdet Ihr ein solches Anerbieten nicht mehr so leicht ausschlagen — meinetwegen. Christian!“, befahl der Korporal dem andern Landjäger, „ziehe die Stricke an Händen und Füßen des Gefangenen etwas fester — dann komm!“

Der Befehl wurde vollzogen, die beiden Wächter traten in die Schenke, und der Fuhrmann führte das Pferd in die Scheune, die hinter dem Hause stand.

„Jetzt gilt es“, murmelte Ruedeli, die Lippen zusammenpressend, — „keiner oder beide.“ — Ohne etwas von der feuchten, durchdringenden Kälte zu spüren, rutschte er mit plattem Körper durch den geronnenen Schnee vorwärts. Unbemerkt und geräuschlos hatte er den Wagen erreicht und wollte sich am Hinterrade aufrichten, als sich die Türe öffnete und der Korporal heraustrat.

„Habt Ihr kalt, Herr Brütel?“

„Nein, doch bitte ich, beeilt Euch ein wenig!“

Ruedeli lag unter dem Wagen regungslos so zusammengekauert, daß ihn auch ein schärferes Späherauge als das des Korporals nicht bemerkt haben würde. Der letztere ging, da er nichts Verdächtiges

bemerkte, wieder in die Stube zurück. Ruedeli war rasch unter dem Wagen hervor und hinaufgeklettert. Herr Brütel, der in trübe Gedanken verloren dasaß, bemerkte nichts, bis er an seiner Fußfessel einen Ruck spürte. Aus seinem Sinnen aufgeschreckt, wollte er laut „wer da“ fragen; aber blitzschnell legte sich eine kleine Hand auf seinen Mund. „St!“, flüsterte Ruedeli, „ich bin's — der Ruedeli!“ — Ein zweiter Schnitt — die Hände waren auch frei.

„Laßt den Mantel liegen und kommt!“ — Der Gefangene folgte wie im Traume — er fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er sich aus einem wirklichen Traume aufrütteln.

„Macht's wie ich“, flüsterte Ruedeli, zog den Jüngling zur Erde nieder und kroch wieder so schnell über die von den Lichtern der Schenke erhellte Fläche weg, daß sein Begleiter ihm kaum mit den Augen zu folgen vermochte. — „Um Gotteswillen beeilt Euch“, rief Ruedeli leise zurück, — „sie kommen, — duckt Euch mehr nieder.“

Der junge Mann folgte mechanisch, als stünde er unter dem Banne eines Zauberers. Das war sein Glück. Kaum hatte er den Waldrand erreicht und sich erhoben, als der Korporal unter der Türe erschien.

„Kommt, kommt!“, flüsterte Ruedeli, „ich kenne den Weg besser als die Grünröcke.“ — Er zog den Befreiten ins Gebüsch und stellte ihn hart an den Stamm einer dicken Tanne, deren Geäst bis auf den Boden reichte. „Da bleibt stehen — ich muß sehen, welchen Weg die Landjäger einschlagen.“

Erst jetzt versuchte der junge Brütel seine Gedanken zu ordnen; aber das Rätsel seiner Befreiung war er nicht imstande zu lösen. Nur einen Augenblick sah er etwas im Gebüsch sich bewegen und hörte von den erschütterten Zweigen schwere Tropfen niederfallen — dann Grabesstille, als ob Ruedeli sich ebenfalls am nächsten Baume regungslos verhielt.

„Ruedeli!“, rief Herr Brütel mit leiser Stimme; aber keine Antwort kam zurück — nur am „vollen Krüge“ drüben Geschrei und wildes Durcheinanderrufen. — „Um Gottes willen — wenn sich der Kleine nur nicht bloß stellt! — War er's aber auch?“, sagte er halblaut vor sich hin, — „mir ist noch alles wie ein Traum.“

Er drang durch das Gebüsch vorwärts, um nachzusehen. Wie er an den Waldsaum kam, tauchte Ruedeli wie aus dem Boden hervorgeschossen neben ihm auf, einen Landjägerkarabiner in der Hand. „Da nehmt ihn, Herr Brütel! Ihr könnt' ihn vielleicht brauchen; aber jetzt fort“, flüsterte er, faßte seinen Begleiter bei der Hand und durch die dichte Waldfinsternis führte er ihn so sicher vorwärts, als ob es heller Tag gewesen wäre. —

Es war bereits Mitternacht: Der Wind peitschte den Regen an die Fenster des väterlichen Hauses unseres Flüchtlings und zog in langen klagenden Tönen durch den Hofraum, als könne er den Jammer der alten Mutter verstehen, die in ihrem Schlafzimmer neben dem unberührten Bette saß. Zu schmerzhaft ergriffen und von dem Kummer zu sehr überwältigt, war sie nicht imstande gewesen, ihrem Sohne nach Aarau zu folgen, um dort sein Los zu erfahren; — ach, sie glaubte es nur zu gewiß zu kennen. Einen Knecht hatte sie nach Kundschaft ausgeschildt; aber eine bange Stunde nach der andern verging mit langsamem Pendelschlage, und der Bote war immer noch nicht zurückgekommen.

Jetzt wurde an das Hoftor gepocht; die angstvolle Mutter sprang auf und horchte — oder war es der Wind? Es pochte noch einmal in schwachen, aber deutlichen Schlägen, die zum dritten Male wiederholt wurden.

„Elsbeth, Elsbeth!“, rief die Frau in banger Erwartung, „geh, öffne das Hoftor, Hans wird drunten sein.“

Die Magd, die vor Ermüdung auf einem Stuhle eingeschlafen war, taumelte mit einer Laterne die Treppe hinunter, kam aber bald allein wieder zurück — Hans, der ausgeschildte Botschafter, war nicht bei ihr.

„Heiliger Gott!“, seufzte die Mutter, „wer war's denn?“

„Ein kleiner Knabe, mit Schnee und Schmutz bedeckt; er hat mir dieses Papier gegeben und ist wieder davongerannt.“

Frau Brütel ergriff hastig das Blättchen, auf dem kaum leserlich, wie in der Dunkelheit mit Bleistift geschrieben, folgende Worte standen: „Liebe Mutter, gräme Dich nicht, ich bin gerettet. Bald Näheres.“ — Mit ängstlicher Miene betrachtete sie die Schrift, als ob sie eine Täuschung fürchte — es waren, wenn auch etwas entstellt, die Schriftzüge ihres Sohnes; das Blättchen war aus seinem Notizbuche gerissen, deutlich kennbar an dem goldgebrochenen Rande. „Er ist gerettet!“, rief die Mutter und sank in leisem, aber inbrünstigem Dankgebet an ihrem Bette auf die Knie nieder.

Das Gericht

Acht Tage später stand der Kommissär in seiner Stube am Fenster und schaute unruhig und ängstlich über das regendunkle Feld hinaus. Mit der Linken stützte er sich auf den Lauf einer blanken Doppelflinte; an der Seite trug er an einem mit bunter Seide ge-

stickten Gehänge ein breites Waidmesser; aber der Mann von ehemals war kaum noch in ihm zu erkennen. Die sonst so feste und kräftige Gestalt war zusammengesunken, als hätte eine tödliche Krankheit daran gezehrt; die weiten Kleider schlotterten darüber wie an einer Vogelscheuche. Auf dem ohnehin schon finstern und abschreckenden Gesichte lag ein unheimlicher falber Schein, der deutlich die Unruhe der Seele, bang durchlebte Tage und schlaflose Nächte verkündigte.

„Der Schurke kommt noch immer nicht“, murmelte er, sich vom Fenster abwendend und die Flinte in eine Ecke lehnd; er muß wieder nichts gefunden haben, und morgen ist der 15. Februar.“

Der geängstigte Mann warf sich in einen Polsterstuhl und spielte in finstern Gedanken mit der blanken Klinge seines Waidmessers. Sein Auge bohrte sich aber bald mit Falkenblicken in die nebelichte Dämmerung, die über dem Felde lag. „Halt — bei Gott! da kommt er — er läuft wie ein von der Leine gelassener Jagdhund — er muß eine Fährte haben.“

Der Kommissär eilte auf die Türe zu, um zu öffnen. „Was gibt's — was hast — hast etwas aufgespürt? Wo ist er?“, rief er mit ängstlicher, fast zitternder Stimme. — Der Waldvogt, denn auf diesen hatte der Kommissär gewartet, lehnte seine Axt in eine Ecke, trocknete mit dem Zipfel seines grauen Regenmantels ganz langsam den Lauf der Flinte und erwiderte dann, als hätte er die hastige Frage nicht verstanden: „Wo er ist? — wer?“

„Wer?“, rief der Kommissär, auf den Boden stampfend, „weißt Du nicht, wen ich meine, Du Tropf?“

„Ja so“, entgegnete der Waldvogt, und ein kaum bemerkbares Lächeln glitt an seinen Mundwinkeln herab — „ja so, Ihr meint den jungen Brütel — in seinem Hause wenigstens steckt er nicht; ich habe es wieder durchstöbert von der First bis in den Kellerwinkel, und die Lumpenhütte der Tannzapfen-Marei ebenfalls; — auf alle Fälle sind sie beieinander — der noble Herr und der junge Holzdieb; freilich, Eile tut not — morgen ist der 15. Februar — es geht an Ehr' und Leben.“

Nach einer kurzen Pause, während welcher ihn der Kommissär scharf betrachtete, fuhr er in gleichgültigem Tone fort: „Gut, ich will Euch sagen, was ich weiß. Schon seit einigen Tagen bemerkte ich, daß aus dem Brütelschen Hause ganze Körbe von Lebensmitteln zur Tannzapfen-Marei geschleppt wurden — jedenfalls mehr, als sie mit ihrer Kleinen verzehren kann. Ich schnüffelte herum und vor einer halben Stunde sah ich den kleinen Taugenichts seine Nase aus einem Gebüsch stecken — dort an den Felsen hinter dem Fuchsloche. Ich denke, wo der Schwanz ist, kann der Fuchs nicht weit

weg sein; er steckt — meinen Hals wett' ich dran — dort in den Felsen; es ist eine Höhle dort, ich erinnere mich jetzt wieder genau daran."

Der Kommissär seufzte auf, wie ein aus schweren Träumen Erwachender. — „Wie machen wir's jetzt?“, fragte er zerstreut.

„Wie wir's machen? Das ist einfach. Wir nehmen spät in der Nacht zwei Landjäger mit. Die werden vor dem Gebüsch postiert; Ihr und ich dringen vorsichtig in die Höhle und fassen ihn.“

„Aber wenn der Tannzapfenbub Dich gesehen hat und die Vögel uns das leere Nest lassen?“, warf der Kommissär zweifelnd ein.

„Er hat mich nicht gesehen“, versicherte der Waldvogt, „ich habe ihn scharf belauert; er guckte ganz unbefangen in die Wolken hinauf.“

„Ich tat Dir in Gedanken unrecht“, sagte der Kommissär, seinem Genossen die Hand reichend; „Dein Plan ist gut — und doch“, setzte er düster hinzu — „ich kann mich über die Entdeckung nicht freuen, wie ich's gehofft hatte.“

Bevor noch diese Gedanken im Hause des Kommissärs gefaßt wurden, ward an einem andern Orte ebenfalls ein Plan entworfen. Dies geschah in der einsamen Felsenhöhle hinter dem Fuchsloche. Der Waldvogt hatte richtig geraten; dort saßen die Flüchtigen seit der Nacht, in welcher Brütel von Ruedeli befreit worden war. Der Knabe hatte sich von seinem Wohltäter nicht entfernen wollen, und war für den letztern selbst wieder eine unschätzbare Wohltat. Ruedeli wußte den Verkehr mit den Müttern mit einer Entschlossenheit, Ausdauer und Gewandtheit ins Werk zu setzen, die den jungen Brütel oft an Charakterschilderungen von amerikanischen Wilden erinnerten. Die Feinde taten keinen Schritt, der den Höhlenbewohnern nicht bekannt geworden wäre.

Am schlimmsten war das kleine Mareile daran, das arme Kind durfte nichts von den Geheimnissen wissen; trotz aller Verständigkeit hätte seine kindliche Unschuld bei den Hausdurchsuchungen oder den Verhören zum Verräter werden können; es wurde deswegen in dem Glauben gelassen, Ruedeli sei an jenem Tage nicht wieder von Aarau zurückgekehrt und wohl gar erschlagen worden. Durch seinen unverstellten Schmerz täuschte es selbst den Kommissär, der allmählich zu glauben anfing, es sei Ruedeli wirklich ein Unglück zugestoßen. Kam dieser dann nachts an seine mütterliche Hütte, um von der Mutter Nahrung oder Nachrichten zu holen, so mußte er oft mit blutendem Herzen hören, wie Mareile um das totgeglaubte Brüderchen weinte und betete, bis es unter Tränen eingeschlafen war.

Ein großes Glück für die Verborgenen war es, daß seit der

Nacht ihrer Flucht kein Schnee gefallen war. Waren die Regenschauer auch noch so unfreundlich und verdüsterte der mit dunkeln Wolken behangene Himmel den Aufenthalt in der Höhle auch noch so sehr, so konnte Ruedeli in den schwarzen Nächten nur umso sicherer seine Gänge machen, ohne eine gefährliche Spur zurückzulassen.

Diesen Nachmittag nun war es kälter geworden. „Ich befürchte fast, wir bekommen Schnee“, sagte Herr Brütel, sich fester in eine wollene Decke wickelnd, „es wäre doch fatal.“

„Ich will ein wenig nachsehen“, meinte Ruedeli und kroch in das Gebüsch hinaus; aber kaum waren zwei Minuten vergangen, als er totenbleich wieder zurückkam.

„Was ist dir?“, fragte Brütel erschrocken.

„Der Waldvogt hat mich gesehen!“ antwortete Ruedeli.

„Der Waldvogt?“, rief Brütel und wurde bleicher, als selbst sein kleiner Gefährte es war. — „Heiliger Gott! dann ist alles verloren — am letzten Tage und alles verloren!“

Er versank in düsteres Nachsinnen, und Ruedeli saß lautlos mit geschlossenen Augen, als fürchte er sich, den Eindruck zu sehen, den die Nachricht auf seinen teuern Herrn hervorbringen würde. — „Hört!“, begann der Kleine nach einer Weile, „es ist noch nicht alles verloren. Der Waldvogt weiß nicht, daß ich ihn gesehen habe; ich ließ mir nichts merken und fuhr ruhig fort, die Wolken zu betrachten. Er wird sich wohl an diese Höhle erinnern und denken, Ihr könntet mit mir da verborgen sein.“

„Das wird er“, sagte Brütel, durch die ernste und bedächtige Rede aufmerksam gemacht; „aber was weiter?“

„Er geht nun ins Dorf hinauf“, fuhr Ruedeli fort, „und holt Leute, um uns einzufangen. Bis dahin wird's Abend. Ihr geht jetzt da durch das Gebüsch hinunter, immer zu, bis an die Aar, dort könnt Ihr Euch in den Erlen verstecken und ich bleibe hier.“

„Da wäre nicht viel gewonnen, mein kleiner Freund.“

„Doch ist dabei viel gewonnen — kommen sie dann, so springe ich ein wenig fort, den Wald hinauf, und werde gefangen. Die Höhle wird untersucht und man findet all diese Sachen. Ihr nehmt nur den Karabiner mit. Ich erzähle dann, Ihr seid bis gestern mit mir da versteckt gewesen; aber weil es unsicher geworden, seid Ihr in der Nacht fort, hinüber in die Wälder an der Schafmatt. Ich habe diese Nacht nachkommen wollen, und hier noch gewartet, um zu erfahren, ob man Euch etwa auf der Spur sei. Dann geh ich mit den Leuten hinüber in die Berge, um Euch zu suchen, und ich glaube, Ihr könnt ruhig hier bleiben — ich will gewiß suchen helfen, daß morgen der ganze Tag vergeht — der 15. Februar.“

Brütel mußte lächeln über diesen Plan, aber die Aufopferung, mit welcher der Knabe die Gefahr auf sich nehmen wollte, rührte ihn so sehr, daß er die Hand über die Augen hielt, um eine Träne zu verbergen. — „Aber“, fragte er, „willst du auch erzählen, daß du mich befreit hast?“

„Freilich“, antwortete Ruedeli, „dann glauben sie mir das andere umso besser.“

„Ruedeli“, fuhr Brütel nach einer kleinen Pause fort, „ich weiß selbst keinen besseren Plan als den deinigen; aber denke — wenn meine Verfolger morgen abend, freilich zu spät, merkten, daß du sie zum besten gehalten, so wirst du Schläge bekommen — vielleicht könntest du heute nacht in der Dunkelheit gar erschossen werden.“

Ruedeli war sichtlich erleichtert, daß sein Rat geneigtes Gehör fand. „O Herr“, sagte er heiter, „was die Schläge betrifft — deren habe ich schon viele gekriegt, so ein armer Bub muß die ertragen können, und“ — fuhr er ernster fort, „wenn ich sollte erschossen werden, so grüßt mir dann die Mutter; das Mareile hat's schon überstanden — es meint ja, ich sei tot.“

Brütel betrachtete mit stummer Rührung den Knaben, der in demütiger Dankbarkeit bereit war, sein Leben zu wagen, ohne an sich selbst oder die Größe seines Opfers zu denken; er zog ihn an seine Brust, und inniger als je einen Freund beim Scheiden küßte er die von dichtem schwarzem Haar umwallte Stirn Ruedelis.

„Braver, kleiner Freund“, sagte der Jüngling bewegt, „ich weiß keinen Ausweg, als deinem Rate zu folgen. Laß dich diese Nacht, wenn der Feind anrückt, ruhig fangen, und setze dich keiner Gefahr aus; morgen wirst du freilich einen schweren Stand halten, armer Knabe, aber Gott wird uns nicht verlassen und mit seiner Hilfe werde ich dir's vergelten können. Ist der kommende Tag überstanden, so ist die größte Not vorbei. Leb wohl, mein junger Freund — auf glückliches Wiedersehn!“ — Ruedeli saß noch lange, nachdem sein bisheriger Gefährte durch das Gebüsch verschwunden war, in der dunklen Einsamkeit.

Er horchte stundenlang unter dem Eingange der Höhle, wie ein lauernder Fuchs in seinem Baue. Der feuchtkalte Wind hatte, schwarze Wolken über die Sichel des Mondes wegjagend, schon die Glockenschläge der zehnten Stunde aus dem fernen Dorfe herausgetragen, und noch immer ließ sich nichts vernehmen; bald glaubte Ruedeli, seine Besorgnisse seien vergeblich gewesen. Endlich hörte er über sich auf dem Felsen das Rauschen eines leisen Schrittes und darauf das Klirren eines Gewehres, dessen Kolben hart auf den Boden gestellt wurde. Der Knabe dachte nur daran, wie die Verfolger vorerst den Wald aufwärts zu locken seien.

Jetzt knitterte das Moos kaum hörbar von leisen, langsamen Tritten, die der Felswand entlang von beiden Seiten vorsichtig an die Höhle heranschlichen. — „Nun ist's Zeit“, dachte Ruedeli, als der Heranschleicher zur linken Seite auf einige Schritte nahe gekommen war — „jetzt wage ich's!“

Und mit einem raschen Sprunge schwang er sich rechts wendend ins Gebüsch hinein; aber im nämlichen Augenblick leuchtete ein knallender Blitz und eine Kugel pfiff durch die Büsche, — ein gräßlicher Schrei, ganz nahe zur Rechten, halb Jammerruf, halb Fluch, hemmte seinen Lauf. — „Hilfe, Hilfe! — Ich sterbe!“, stöhnte eine Stimme.

„Das ist der Waldvogt“, durchfuhr es Ruedeli mit kaltem Grausen, „das ist seine Stimme.“ — Von beiden Seiten kamen Lichter heran. Es waren zwei Landjäger, die, auf der Höhe postiert, nun auf das Geschrei mit geöffneten Blendlaternen herabeilten. Ruedeli dachte nicht mehr an die Flucht; er drängte durch das Gebüsch den Lichtern zu. Hier lag der Waldvogt, über dessen krampfhaft verzogenes Gesicht der unsichere Laternenschein grelle Streiflichter warf; die Brust herab quoll ein dunkelroter Blutstrom; über den Sterbenden her beugte sich der Kommissär, an sein abgeschossenes Gewehr gelehnt. „Ich sah einen aus der Höhle springen, aber ich traf den Unrechten“, sagte er mit dumpfer Stimme.

Die entsetzten Landjäger wollten den blutenden Waldvogt aufrichten. „Laßt mich“, stöhnte er, „ich habe genug, holt Leute — ich möchte zu Hause sterben.“

„Lauf“, sagte ein Landjäger zu dem vor Grausen bebenden Ruedeli, „lauf ins Dorf und hole Leute — dir wird wohl nicht mehr viel geschehen — da ist ein anderer Richter dazwischen getreten.“

Der Waldvogt wurde spät nach Mitternacht auf einer Bahre nach Hause gebracht. Sterbend erzählte er, der Kommissär habe gewußt, daß der alte Herr Brütel Papiere kenne, durch welche der am Landvogt von Biberstein vor der Schlacht bei Zürich verübte Betrug bewiesen werden könnte. Den jungen Brütel habe der Kommissär verderben wollen, aus Furcht, der Jüngling habe von jenen Papieren Kenntnis; er habe, durch das Geld des Kommissärs verleitet, die Hand geboten, den jungen Menschen zu vernichten.

Der Tod vergönnte ihm nicht länger Frist und schloß seinen Mund mit dem Siegel unlösbarer Verschwiegenheit.

„Deine Wege, Herr, sind wunderbar, aber gerecht“, sagte der herbeigerufene Geistliche, die Augen des Toten zudrückend; „die Unschuld hast du durch die schwache Hand eines Knaben gerettet und die Schuldigen durch ihre eigene Hand gestraft. Gönn ihnen die Barmherzigkeit.“

„Amen“, sagten die Umstehenden, mit bangem Entsetzen erfüllt, und mancher böse Gedanke mochte beim Anblicke dieses Gottesgerichtes im Keime erstickt worden sein. — Der Kommissär wurde den Gerichten überliefert.

Von einer weiteren Verfolgung des jungen Brütel war nach diesen Enthüllungen natürlich keine Rede mehr. Seinen jungen Freund in der Not hat er später im Glücke nicht vergessen. Er nahm die arme Familie aus der Hütte am Walde in sein eigenes Haus hinüber und bildete Ruedeli und sein Schwesterchen zu tüchtigen Menschen heran. Ruedeli lebt noch in einer kleinen Stadt, nicht weit vom Schauplatze dieser Geschichte, als allgemein geachteter Mann und tüchtiger Meister Waffenschmied. Er selbst hat mir die Erlaubnis gegeben, dieses Ereignis aus seiner Jugendgeschichte hier zu erzählen — er braucht sich wahrlich dessen nicht zu schämen.

JAHRESCHRONIK 1948

VOM 1. NOVEMBER 1947 BIS 31. OKTOBER 1948

Lenzburgs älteste Einwohner und Einwohnerinnen:

- | | |
|--------------------------------------|---------------------------------------|
| geb. 1853 Leder, Jungfrau K. | geb. 1866 Früh Traugott |
| „ 1855 Nova-Müller, Frau E. | „ 1866 Haibucher Joseph |
| „ 1857 Kieser Jakob, alt Bannwart | „ 1866 Haibucher-Baumann, Frau J. |
| „ 1858 Hirt-Huggenberger, Frau K. | „ 1866 Keller Alfred |
| „ 1860 Kieser-Wernli, Frau A. | „ 1866 Strub-Spahr, Frau F. |
| „ 1860 Häusermann Jakob | „ 1866 Wächter-Siegrist, Frau M. |
| „ 1861 Frei Jakob | „ 1866 Furter-Hirt, Frau A. |
| „ 1861 von Greyerz, Frl. M. | „ 1867 Häusermann-Sandmeier, Frau L. |
| „ 1861 Dößegger-Holliger, Frau L. | „ 1867 Häusler-Stirnemann, Frau E. |
| „ 1861 Badrutt-Bertschinger, Frau L. | „ 1867 Baumann-Krüttli, Frau A. |
| „ 1862 Flüeler-Heß, Frau M. | „ 1867 Signer-Häusler, Frau E. |
| „ 1862 Roth-Saxer, Frau E. | „ 1867 Siebenmann-Schatzmann, Frau |
| „ 1863 Widmer-Salm, Frau S. | „ 1868 Bertschi-Schmid, Frau E. |
| „ 1863 Seiler-Fierz, Frau E. | „ 1868 Bertschinger-Binnerer, Frau L. |
| „ 1863 Dietschi-Trösch, Frau M. | „ 1868 Fischer-Urech, Frau V. |
| „ 1863 Fischer Ernst, Kaufmann | „ 1868 Gloor-Wegmüller, Frau M. |
| „ 1864 Fischer-Gauch, Frau E. | „ 1868 Grütter Anna |
| „ 1864 Frei-Schwamberger, Frau E. | „ 1868 Kaspar-Arber, Frau M. |
| „ 1864 Meier Laurenz | „ 1868 Ott-Isler, Frau B. |
| „ 1865 Dürst-Eichenberger, Frau P. | „ 1868 Furter Abraham |
| „ 1865 Hünerwadel-Schwarz, Frau E. | „ 1868 Schneider-Herrmann, Frau A. |
| „ 1866 Bohnenblust-Frey, Frau M. | |

(Nach Angabe der Stadtpolizei)